

Jan C. Behmann

*Reitmayr  
machte  
immer alles  
mit links*

ROMAN

edition:behmann

A stylized silhouette of a city skyline in shades of yellow and orange against a dark blue background. The skyline includes various building shapes, including a prominent tower with a spire and a building with a pointed roof. The text is overlaid on the upper portion of the image.

JAN C. BEHMANN

Reitmayr machte immer  
alles mit links

Roman

edition.behmann

Reitmayr wollte sich endlich selbst ein guter Freund sein. Er blickte aus einem der Fenster seines Eckbüros in der Frankfurter Innenstadt; es hatte zu stürmen begonnen. Auf dem Trottoir sah er das Herbstlaub in Kreisen tanzen. Er ließ den Blick schweifen und seine Gedanken fliegen. Mit dem Bezug dieses großzügig geschnittenen Büros im zwölften Stock hatte Reitmayr alles erreicht, was es in der Jurisprudenz zu erreichen gab. Denn das Eckbüro war viel mehr als ein Zimmer mit Aussicht auf den Main und den großen Monolithen am östlichen Ende Frankfurts, die EZB. Das Zauberwort hieß *Partnerschaft*. Und das war mit dem Beginn ihres Jurastudiums für sie alle das erklärte Ziel gewesen. Was sie aber auch alle wussten, die meisten aber verdrängten: Es würden niemals alle Partner werden. Es galt, die ganzen Anstrengungen, Ausbeutungen und Erniedrigungen dem hehren Ziel, der Teilhaberschaft in einer angesehenen Anwaltskanzlei, unterzuordnen. Dann würde man alles geschafft haben. Dachten sie. Und Reitmayr hatte es geschafft. Mit dreiundvierzig. Damit lag er am unteren Ende des Altersdurchschnitts in seiner Firma, die knapp zweihundert Berufsträger, man hätte auch einfach Anwälte sagen können, an vier Standorten

in Deutschland beschäftigte. Und nur zweiundzwanzig davon waren Partner. Und nur zwei von diesen Namenspartner. Alle anderen standen zwar auf der Rückseite des Briefbogens, aber nicht auf dem Firmenschild. Das war den beiden Gründungspartnern vorbehalten. Sie hatten nie ein Schild mit vielen Namen gewollt.

Reitmayr fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger am gesteppten Revers seines Maßanzugs entlang. Ein gedecktes Nachtblau, das seine noch immer sportliche Figur umschmeichelte. Wie ein billiger Stereotyp war Sport immer noch sein Ausgleich zum Schreibtischdasein. Sport und eine erweiterte Form von Sport: hemmungsloser Sex. Um hemmungslos zu sein, brauchte es für ihn nur eins: Unverbindlichkeit. Und nichts war in einer Großstadt leichter zu bekommen als Unverbindlichkeit – zu anderen, aber vor allem zu sich selbst. Ob sie nun Larissa, Svea oder Ricarda hießen: Alle waren jung, gutaussehend und unglaublich strebsam. MBA, LL.M., egal welche Titel ihre Namen am Tage schmückten, nachts waren nicht nur alle Katzen, sondern auch die Gelüste grau. Für Reitmayr manchmal zu grau. Nur der sportliche Aspekt reizte ihn noch. Seine letzte Affäre, wenn man diesen zwischenmenschlichen Stellungskampf überhaupt so nennen konnte, brach unrühmlich und klischeehaft auseinander, als er beim Orgasmus den falschen Namen stöhnte. Wie schnell doch durch ein einziges herausgepresstes Wort sämtliche Zuneigung (Linda, wie sie hieß, hatte sich vorher, im Restaurant *La Vie* im

Grüneburgweg, noch hingebungsvoll um seine liebende Aufmerksamkeit bemüht) wie eine abgedrehte Gasflamme plötzlich auslöschten konnte. Sie war aufgestanden und hatte ihre spärliche, aber sündhaft teure (noch von Reitmayrs Vorgänger bezahlte) Abendbekleidung zusammengerafft. Reitmayr hörte nur noch seine schwere Wohnungstür zuschlagen.

Raus kam man aus seiner Wohnung inzwischen deutlich leichter als rein. Denn auch die Diebesbanden hatten begriffen, dass in den Wohnblöcken am Mainufer mehr zu holen war, als man ihnen von außen ansah. Das war ungewolltes Understatement. Die Baubehörde hatte keine ausufernde Architektur an der Mainuferlinie zugelassen, und so waren halbhohe Hochhäuser in nahezu gleicher Optik entstanden. Ein wenig erinnerte es Reitmayr an die funktionalen Bauten Le Corbusiers: Nüchtern betrachtet waren diese Wohnarrangements an der Wasserlinie auch nichts anderes als Sozialbauten. Aber die Wohnungen waren nicht für den Blick von außen gebaut worden. Aus ihnen sollte man hinausschauen.

Reitmayr hatte sich schon zwei Jahre vor seiner Partnerschaft dazu entschieden, zumindest bei seiner Wohnsituation alles auf ein gesundes Fundament zu stellen. Er hatte vorher in einer relativ schmucklosen Altbauwohnung im Frankfurter Nordend gewohnt. Das Viertel war hip und wurde immer teurer, allerdings fehlte Reitmayr die Weite. Der Blick prallte nach nur wenigen Metern auf eine Hauswand. Und wenn Reitmayr in die Wohnungen derer blickte, die das bildungsbürgerliche

Ideal so sehr verinnerlicht hatten, fragte er sich immer wieder, wo denn deren Bühne eigentlich endete und sie mal müde und abgeschafft eine Zigarette rauchten. Stattdessen alberten sie mit den Kindern herum und hatten ein Lächeln im Gesicht, das bei ihm Aggressionen hervorrief. Mit dem Kauf der Wohnung am Main zwang er sich unbewusst auch, die Weichen für eine zukünftige private Partnerschaft zu stellen. Im Kopf formulierte er Annoncen: »Mann mit Wohnung sucht Frau mit Platzbedarf.« Dabei musste er oft kurz kichern und sich über seine alberne Seite wundern, die ihm im Studium abhandengekommen, ja ausgetrieben worden war. »Sie werden Ihr Leben für die nächsten Jahre hier im Hörsaal lassen. Sie gehören mir. Und wer nicht jeden Tag eine von mir als geeignet klassifizierte Tageszeitung mit Wirtschaftsteil liest, kann gleich wieder gehen!«, hatte sein Professor Riebert gesagt. Und sollte damit Recht behalten. Hinterher waren sie eine homogenisierte Gruppe. Selbst in privaten Emails ertappte Reitmayr sich, dass er juristischen Duktus anwendete. Man hatte sie normiert. Das war der Deal, damit sie danach mit einem satten Vergütungssystem Kasse machen konnten. »Gesellschaft in legitimer Weise abschöpfen«, hatte der Professor bei einer etwas beschwingten Feier verlautbart. Reitmayr dachte damals nur kurz: Aber auch legal?

Während der Schulzeit war Reitmayrs humorige Seite kurzzeitig aufgeblüht. Doch wie die Knospen eines Rosenstrauchs wurde diese von seinen Eltern zurückgeschnitten. Er wurde ermahnt, bekam Hausarrest. Bis

er funktionierte und sie glücklich waren. Und wer wollte keine glücklichen Eltern?

Seine Eltern waren bei seiner Geburt schon Ende dreißig, was in den Siebzigern noch eine Besonderheit war. Ob das seine Großeltern seien, fragte ihn einmal ein Mitschüler. Reitmayr hatte sein Pokerface aufgesetzt und tapfer verneint. Dass er danach auf der Schultoilette weinte, hatte er keinem erzählt. Vor allem nicht seinen Eltern. Sie waren, und das fasste es ziemlich genau zusammen, das, was man *anständig* nannte. Sie zahlten alle Verbindlichkeiten pünktlich, gingen Streit durch übertrieben sorgsames Verhalten aus dem Weg und taten auch sonst alles, um möglichst ruhig und störungsfrei durch das Leben zu kommen. Reitmayrs Vater war Beamter im sogenannten »einfachen Verwaltungsdienst« gewesen, seine Mutter die klassische Hausfrau. Warum sie ihn so spät und als einziges Kind, bekommen hatten, war nie ein Thema. Auf der großen Couch im Wohnzimmer wurde nicht geredet, man sah fern, und je älter die beiden wurden, desto weiter schien sich jeder in sein eigenes Universum zurückzuziehen. Für Reitmayr stellte sich bloß immer die Frage, was in diesen Universen wohl passierte. Seine Eltern lebten ihr ganzes Leben so vor sich hin und schienen keine persönlichen Interessen oder Wünsche zu haben. Das Leben wurde gelebt wie qua Geburt befohlen, so kam es Reitmayr vor. Wenn er daran dachte, überkam ihn ein leichtes Ziehen im Bauchbereich. Hatten seine Eltern nie eine unbekannt-Leidenschaft? Kein dunkles Geheimnis? Wenigstens

zusammen hätte er ihnen das irgendwie gegönnt. Aber er nahm an, dass es da einfach nichts gegeben hatte. So einträchtig und einförmig die beiden lebten, so starben sie auch. Kurz hintereinander, ohne großes Aufsehen, und ohne ihr einziges Kind, den Sohn, damit zu beheligen. Reitmayr wunderte sich, wie leicht und dennoch betäubt er diese Zeit hinter sich und seine Eltern unter die Erde gebracht hatte. Manchmal hatte er sich in dieser Zeit ernsthaft eine Schulter zum Anlehnen gewünscht. Dann hörte er morgens wieder die Weltansichten einer dieser Frauen, die er abends aus einem Club mit nach Hause genommen hatte, und war froh, dass es nicht so gekommen war. Sie faselten alle das Gleiche. Alle ihre Sätze begannen mit *Ich*. Gefolgt von angelernten Platitüden, die sich um Eventmanagement, Master oder Äitsch-Arrr, also Human Resources, drehten. Oder noch schlimmer: Personalentwicklung. Er konnte vor lauter Ekel ein Schütteln nicht vermeiden.

Das Telefon klingelte, Reitmayr schreckte in seinem *Eames-Lounge-Chair*, in dem er saß, hoch und ging etwas benommen zum Telefon.

»Reitmayr«, sagte er mit etwas zu fester Stimme.

»Ja, hallo Herr Doktor Reitmayr, wir suchen die Akte von Herrn Burchardt. Diese Übernahme der ER12-Com Investment AG durch die ZER7-Investment SE...«, blubberte es aus dem Hörer. Reitmayr musste erst einmal die Stimme seiner Assistentin erkennen. Sie war neu, und bisher hatte er sich noch nicht an sie gewöhnen können.

Ihre Vorgängerin hatte sich sechs Jahre um ihn gekümmert. Frau Schmiedle war eine stille Person mit streng zusammengebundenem Haar gewesen, und obwohl sie erst in ihren Zwanzigern war, wirkte sie schon müde. Ob manche Menschen vielleicht schon müde auf die Welt kamen? So müde, wie sie auf ihn immer gewirkt hatte, war sie aber wohl nicht, denn eines Tages verkündete sie ihm, dass sie schwanger sei und schon bald in den Mutterschutz ginge. Reitmayr gestand sich ein, den Bauch, den sie deutlich sichtbar vor sich hertrug, bis zu diesem Tag nicht wahrgenommen zu haben. Das war jetzt aber sowieso hinfällig. Seit acht Wochen wirkte Constanze Neuhaus in seinem Sekretariat. Es herrschte anscheinend Flaute am Arbeitsmarkt für juristisches Assistenzpersonal. Die Leiterin der Personalabteilung hatte nur matt mit den Schultern gezuckt, als er pikiert auf das Foto von Neuhaus zeigte. »Haben die jetzt alle einen Nasenring, damit man sie abends festbinden kann?«, hatte Reitmayr spontan gefragt. Der Personalerin war es egal, denn ihre Abteilung bekam sowieso am wenigsten Anerkennung innerhalb von *Flachs & Delk*, so der Name der Sozietät, der er sein berufliches Leben anvertraute.

Die beiden Gründer Flachs und Delk hatten die Kanzlei Ende der achtziger Jahre in Frankfurt eröffnet. Alfred Flachs war trotz seines Namens nie zum Scherzen aufgelegt. Er war ein erkonservativer Jurist »mit alten Werten«, wie er vor jungen Berufsträgern gerne mit einem Charme betonte, bei dem man trockenen Staub aus seinem Mund erwartete. Flachs war früher in einer schlagenden Verbin-

dung gewesen und hatte seit dieser Zeit einen Schmiss an der linken Wange seines hageren Gesichts. Seine Wangen waren immer ein bisschen zu auffällig eingefallen, das Haar dunkelgrau, die Augäpfel lagen tief. Generell wirkte er hager und verzagt. Reitmayr glaubte, Flachs' Leben hätte sich wohl schon immer mehr hinter seiner Stirn als im realen Leben abgespielt. Wie solche Männer überhaupt zu Frauen kamen und diese hielten, hatte er sich schon immer gefragt.

Da fiel ihm ein, wie viele Ehen nur auf einem Wertekonstrukt, dem Vorspiegeln einer intakten Ehe, basierten. Es waren, und sind bis heute, Kuhhändler. Sie dienten nicht dem inneren Ankommen, sondern dem passgenauen Einfügen in das gesellschaftliche Wertesystem. Denn es war kein Zufall, dass auf den Webseiten in den Anwaltsbiografien der Familienstatus samt Anzahl der (natürlich glücklichen) Kinder angegeben wurde. Nein, die potenziellen Mandanten sollten sich in ihren Anwälten menschlich wiedererkennen. Und da viele selbst ein Trugspiel vollführten, war die oberflächliche Ebene geklärt. Fast wie geteiltes Leid: »Ach, du auch zwei Gören und eine geldgierige Ehefrau?« Aber das sprach natürlich niemand aus.

Für Reitmayr war das oft das Faszinierendste. Es gab so viele Alltagslügen, und keiner wagte es, sie anzusprechen. Und wenn, dann nur im Vollsuff. Auf der Weihnachtsfeier zum Beispiel. Dort enthemmte sich so vieles, dass es Reitmayr erst dort bewusst wurde, in welchen fixen Bahnen sich ihrer aller Leben zwischen Eigentumswohnung, Fernreise und Eckbüro bewegte.

Der zweite Gründungspartner, Simon Delk, war ein Lebemann. Aber nicht im Sonnyboy-Modus mit Surfbrett. Eher in der Rubensform. Den Genuss von teurem Rotwein und Zigarren, die auf schweres Essen folgten, sah man Delk an. Und was Maßschneider alles imstande waren zu kaschieren, auch. Denn trotz aller Hingabe an die leiblichen Genüsse, war Delk der ästhetischen Konturierung seines voluminösen Körpers zugetan. Bei ihm war es der berufliche Erfolg gewesen, der ihn beim begehrten Geschlecht eine Existenz hatte erlangen lassen. Denn mitnichten schauten Frauen nur auf den Körper. Sicher, in ihren orientierenden Zwanzigern vielleicht, durchaus. Aber dann wird ihnen nach dem fünf- undzwanzigsten Geburtstag schnell klar, dass man mit einem optisch nur auf sich selbst fixierten Sportler die Eigentumswohnung nicht realisieren kann. Und überhaupt schätzten die Frauen der Kollegen, die Reitmayr umgaben, vor allem eins: Stabilität. Aber mit Niveau.

Alle gingen ihrer Wege, nur genug Geld musste da sein. Das war ein stillschweigender Konsens zwischen den Ehepartnern. Sex war bei den meisten nach den Kindern eh passé. Und entweder suchte sich die Frau Hobbys, um den Sexualtrieb abzureagieren, oder, und das wusste Reitmayr ganz genau, sie ließ sich vom Fitnesstrainer beglücken. Aber den meisten Ehemännern war das sowieso völlig egal. Hatten sie doch an ihrer Frau den Gefallen verloren, und so passte es, dass sich die neue Praktikantin mit den festen Brüsten gerne mal in der innenstädtischen Zweitwohnung bei diversen

»Besprechungen« durchfeuern ließ. (Einer seiner geachteten Kollegen kam mal mit Flecken auf der Hose zum Partnermeeting. Reitmayr musste ein lautes Lachen unterdrücken und gab dem sichtlich verwunderten Kollegen den Rat, die Hose schleunigst in die Reinigung zu bringen.)

Die jungen Damen taten das wiederum auch nicht aus Mildtätigkeit. Sie wussten um die Gunst ihrer frühen Stunde. Nichts ist vergänglicher als der Vorteil jugendlicher Schönheit, dachte Reitmayr. Eine anerkannte Schauspielerin soll einmal gesagt haben, sie hätte genau gemerkt, ab wann die männlichen Kollegen sie nicht mehr als begehrtes Lustobjekt, sondern als alte Frau wahrnahmen. Das hatte wohl sehr wehgetan.

Also galt es für die jungen Damen, die Pfründe ins Trockene zu bringen – oder irgendwann regelrecht um sie zu zanken. Dies war umso dringender zu erledigen, je geringer die eigene Ausbildungsperspektive war. Reitmayr kannte eine minderbegabte Assistentin, die es gleich mit sechs Partnern verschiedener Kanzleien getrieben hatte. Leider war sie immer aus der engeren Auswahl herausgefallen und vom Schreibtisch geschoben worden. Jetzt stand sie oft in der Raucherecke und wippte nervös mit dem Fuß. Die Uhr tickte. Es war wie das Spiel »Reise nach Jerusalem« – die freien Stühle wurden immer knapper. Reitmayr war immer wieder verwundert, wie viele seiner Kollegen eine Zweitwohnung für ihr Zweitleben besaßen, die sie dann sogar noch als »Büroraum« von der Steuer absetzten. Die

Ehefrauen waren natürlich ahnungslos. Diese hatten sie gewohnheitsmäßig in einem schmucken Eigenheim in Eschborn, einem gesichtslosen Örtchen im Vordertal, geparkt. Dort hegten und harkten die Frauen dann den Garten und waren, wenn der Gatte spätabends nach Hause kam, schon immer sehr müde.

Wenn Reitmayr an Flachs und Delk in Kombination dachte, musste er immer wieder den Kopf schütteln. So respektabel er auch die Leistung der beiden Gründungspartner fand, irgendwann gab es den Punkt, an dem sie nur noch skurril und altbacken wirkten. Gänzlich aus der Zeit gefallen. Sie leiden an dem point-of-no-return des Fortgangs der Dinge. Auch wenn die Firma, ihr Baby, weiterhin besteht, so verweht sich doch ihre Rolle wie eine schuppene Haut. Sie werden immer schwächer. Sowohl im Einfluss im Unternehmen als auch in ihrer physischen Präsenz und psychischen Konstitution.

Er hörte ein lautes, weibliches Räuspern im Telefonhörer.

»Sind Sie noch dran, Herr Doktor Reitmayr?«

»Bitte?«

»Neuhaus, Ihr Vorzimmeruniversum ist noch dran, Herr Doktor!«, flötete sie provokant.

»Lassen Sie den Doktor bitte weg«, sagte Reitmayr etwas zu wirsch, um gleich anzufügen »Entschuldigen Sie, aber Sie wissen ...«

Weiter kam er nicht, Frau Neuhaus unterbrach ihn, was ihn früher zum Rasen gebracht hätte.



»Jaja, ist in Ordnung, Herr Doktor. Nochmal zu dieser Übernahme: Wie weit sind Sie da inzwischen? Und – kann ich Herrn Burchardt etwas mitteilen?«

»Ich melde mich bei ihm.«

»So wie immer?«

Reitmayr reizte ihre selbstgefällige Art, wenngleich sie ihn bereits nach wenigen Wochen durchschaut hatte. Bei Burchardt meldete er sich immer nur im allerletzten Moment.

»Und wollen Sie die Akten nochmal zur Beurteilung sehen?«

Reitmayr hatte keine Ahnung, er war zu tief in seinen Gedanken, also sagte er einfach ja. Mehr wollte Frau Neuhaus auch nicht wissen und legte grußlos auf.

Er fühlte sich matt und ließ sich wieder in seinen *Eames-Lounge-Chair* mit passendem Ottoman fallen. Die meisten Kollegen kauften sich von ihrem ersten Geld die obligate *Rolex*, diejenigen, die wirklich Geschmack hatten, wenigstens eine *IWC*. Aber Reitmayr hatte kein Interesse am Fortgang der Zeit. Wenn das schon nicht zu verhindern war, dann wollte er dabei wenigstens gut sitzen. Da konnten die Geizigen sagen, was sie wollten, aber dieser Sessel mit seinem Fußsteil war nicht nur ein Designklassiker aufgrund seiner Form, sondern auch, weil man sich darin wie von Gottes Hand getragen fühlte. Das schwarze Leder, das sich an ihn schmiegte und ihn nie frieren ließ. Die Einfassungen aus fein gemasertem Palisanderholz, über das er mit seiner Hand strich. Knapp zehntausend Euro hatte er für den Stuhl

ausgegeben. Aber bei wenigen Sachen war er sich so sicher gewesen, die richtige Investition getätigt zu haben, wie bei diesem Sessel. Er würde ihn für sein ganzes Leben haben, sagte ihm der Verkäufer im Münchner *Vitra-Store* voraus. Der Mann hatte recht, dachte Reitmayr. Bei dem Argument hatte er auch an die Uhrenmarke *Patek Philippe* denken müssen, die damit warb, man kaufe diese sündhaft teuren Uhren nie nur für sich allein, sondern schon für die nächste Generation. Aber Zeit war ihm unangenehm, da sollte sie nicht auch noch teuer sein.

Einmal die Woche nahm er den Fahrstuhl und verließ heimlich das Büro. Er bog dreimal links ab und stand vor dem Laden von Frau Suk. Sie machte keine Termine, man konnte einfach so vorbeikommen. Am liebsten gab Reitmayr wenig Geld für solche Sachen aus. Daher kam ihm die mittägliche Happy Hour (es hieß wirklich so!) grade recht. Er bezahlte passend, und immer, wenn er Frau Suks dezent verhangenen Laden verließ, ging er auf seinen sündhaft teuren Schuhen von *John Lobb* ziemlich beschwingt den Gehweg entlang. Frau Suk hatte das Talent, mit unaufdringlicher Direktheit auf ihn einzugehen, sie gab ihm einen Schliff, den er in anderen Läden nicht bekommen hätte. Ihr liebstes Werkzeug für das beste Ergebnis war dabei eine Nagelpfeile, mit der sie bogenartig und flink über Reitmayrs Nägel schoss. Keinem erzählte Reitmayr von diesen Terminen, die ihm über die Zeit sehr wichtig geworden waren. Ja, er

zelebrierte sie sogar. Er nahm vorher noch einen ruhigen Cappuccino, den er sich in seinem Büro selber kredenzte. Die Kaffeeindustrie hatte begriffen, dass man mit sogenannten Kaffeespezialitäten auch im Büro punkten musste, aber da die wirklich guten Varianten eben Handarbeit und Können erforderten, hatte sich die Industrie einiges einfallen lassen, um optische Placebos möglich zu machen, die einem bis zum ersten Schluck vorgaukelten, lecker zu sein. Reitmayr aber konnte diesen Industriemist nicht trinken, er widerte ihn an. Daher beschaffte er sich eine Siebträgermaschine mit einem elektrischen Mahlwerk, und so wurde ein Teil seines Büros zur Barista-Ecke. Es hatte etwas gedauert, bis er den Kollegen auf diplomatische Weise vermittelt hatte, dass sein Zimmer nicht die neue Teeküche war.

Jetzt war das aber eh passé. Er hatte sein Partnerbüro auf einem Stockwerk mit nur drei weiteren Partnern und einigen Senior Associates. Die meisten davon waren auf Reisen oder überzeugte Teetrinker. Reitmayr hatte also seine Ruhe, wenn er sich den Kaffee mit fast mönchischer Ruhe kredenzte. Nur Frau Neuhaus musste er noch beibringen, dass er nicht ihr Barista war; wie so vieles mehr. Sie saß, wie alle anderen Assistentinnen, auf der inneren Fläche der Etage. Tageslicht bekam man dort nur durch die teilverglasteten Zwischenwände der Büros. Wenn die Büronutzer aber die Jalousien der Zwischenwände herunterließen, waren die innen malochenden Damen und Herren in einem fensterlosen Käfig der Erwerbsarbeit gefangen.

Kaffee war für Reitmayr in der Jugend ein Graus gewesen. Er konnte nicht verstehen, wie man dieses bittere Gebräu zu sich nehmen konnte. Aber im Laufe des Studiums war es erst zwingende Notwendigkeit, um das Lernen trotz kurzer Schlafzeiten durchzustehen, und dann wurde irgendwann aus Notwendigkeit Genuss. Denn wenn schon Kaffee trinken, dann in bester Veredelungsform. Das schien selbst Reitmayr in seinem situativen Geiz komplett logisch.

An das morgendliche Aufstehen in seinem normierten Beruf hatte er sich nur deshalb gewöhnen können, weil der Kaffee am Morgen ihm half, mit der Arbeit zurecht zu kommen. Aber da er morgens immer aufwachte und sich wie eine festbetonierte Gehwegplatte fühlte, hatte er sich ein Ritual zurechtgelegt, das bei seinen Bettbekanntschaften regelmäßig zur Erheiterung beitrug. Denn so viel diese Frauen auch in der Welt umherreisten und darüber auf *Instagram* wie ein Maschinen-gewehr posteten, desto weniger erlebten sie im realen zwischenmenschlichen Austausch, da Abweichungen von der Norm für sie einer Ausgrenzung gleichkamen. Ausgegrenzt werden, das wollten sie aber um gar keinen Preis. Reitmayr verstand das, immer selbst auch an der Grenze zum Ausgeschlossensein lebend. Er bewunderte auf eine morbide Weise die Menschen, die sich in Gruppen integrierten und sich darin aufzulösen schienen; wie Zucker in einem Kaffee. Und das Ganze wurde dann ein süßer Fluss des Lebens, angeblich.

Die Abweichung in Reitmayrs Schlafzimmer stand auf

seinem Nachttisch. Gleich über der Schublade mit *Kleenex* und Kondomen aus der Vorratspackung. Eine Kaffeemaschine zierte den Nachttisch. Jeden Morgen griff Reitmayr – natürlich mit seiner linken Hand – nach der *Nespresso*-Maschine und steckte, ohne hinzuschauen, eine orangefarbene Kapsel hinein und drückte auf *Lungo*. Damit er sich nicht mit dem Einschalter beschäftigen musste, hatte die Maschine eine Zeitschaltuhr. Dann lief das schwarzbraune Gold aus dem Auslassventil in seine kleine, henkellose Tasse. Fast hätte er sich auch ins Schlafzimmer eine Siebträgermaschine gestellt, musste dann aber einsehen, dass sich das in seinem tiefen Halbschlaf auch mit links nicht sicher realisieren ließ. So blieb die silberne Maschine mit Druckmanometer in der Küche auf der Kochinsel, und im Schlafzimmer beließ er es bei der Kapsellösung.

Reitmayr arbeitete sich mit einem Ruck aus seinem Sessel und schlich zur Kaffeemaschine in der Ecke neben seiner Tür. Er ließ das Keramikmahlwerk laufen, und frisches Pulver fiel in den Siebträger. Das Surren beruhigte ihn. Er presste das frisch duftende Kaffeepulver zärtlich mit dem schweren Gewicht in die Form und setzte den Träger mit einem horizontalen Rechtsruck unter den Maschinenkopf.

Espresso, dachte er, und beließ die Milch in dem kleinen Kühlschrank mit der Glastür, der links neben der Maschine auf der Anrichte stand. Hier lagerte immer frische Milch aus der Kleinmarkthalle. Das kochend

heiße Wasser wurde mit x-bar (Reitmayr las das Manometer nie ab, bewunderte es aber immer wieder) durch das Kaffeepulver gepresst und tröpfelte angenehm zügig in seine Tasse. Er sah, wie die Crema sich in der vorgewärmten Tasse bildete. Wie die Leute es nur fertigbrachten, Espresso aus kalten Tassen mit einer läppischen, viel zu dünnen Wandstärke zu trinken? Igitt, dachte er. Er stellte sich an die Fensterscheibe, drückte die Stirn an das zentimeterdicke Glas und blickte auf den fließenden Verkehr hinunter. Alles ging immer weiter, konnte er noch denken, als Frau Neuhaus nach einem Hauch von Anklopfen in den Raum stürzte.

»Chef!«, dramatisierte sie. Wie sie nur immer wusste, welche Anreden er auf keinen Fall hören wollte. Und sie dann doch immer wieder benutzte.

»Sie sollen doch...«, hob er an.

»Ja, ja, ich weiß, Herr Doktor!«

»Ok«, sagte er matt, »schießen Sie einfach los.«

»Buchardt!«, kreischte sie fast.

»Unser Mandant, ja und?«, konnte er sich nicht ohne Ironie abringen.

»Ja, er hat angerufen, ziemlich erregt.«

»Ja, wie immer, und?«

»Er will sofort einen Rückruf und Sie sollen sich auf was gefasst machen. Soll ich Ihnen ausrichten.«

»Jaja, ich rufe ihn an. Und Sie schreiben mir eine kurze E-Mail als Telefonnotiz, ja?«

»Ja, sehr wohl, mach ich«, sagte sie und verbeugte sich etwas spöttisch.

Als er wegen der Verbeugung gerade die Augenbrauen hochzog, legte sie nach.

»Und übrigens, Chef, es ist *Ihr* Mandant, nicht meiner.«

Bevor er reagieren konnte, zog sie die Tür auch schon wieder von außen zu. Reitmayr schüttelte den Kopf. Diese Nasenringfraktion. Dann fixierte er die Berge in der Ferne.

Man konnte sich nicht aller Insignien erwehren. Auch wenn Reitmayr ohne »Reichenwecker« rumlief und nur preissensible Manschettenknöpfe seine Umschlagmanschetten schmückten. Bei der Fortbewegung hatte ihn dann doch ein Juristenreflex gepackt. Lange fuhr er seinen ersten Wagen weiter, den er sich ein paar Monate nach seiner Anstellung bei *Flachs & Delk* gekauft hatte. Seine Kreditwürdigkeit war da wieder aus dem Bereich der tausend Schattierungen Rot heraus. Er wusste, seine Eltern hätten ihm auch mit ihrem letzten Geld geholfen. Aber das hatte er partout nicht gewollt, und so waren der Dispokredit und Schwarzarbeit sein Mittel gewesen, über die Runden zu kommen. Meistens ganz knapp.

Ein fast neuer *Audi TT* in Schwarz war es, den er als passendes Gefährt für sich erkor und auf dessen Beifahrersitz eine Unzahl von Damen Platz genommen hatte. Sie hatten die Sitzheizung geschätzt, das Raunen des Motors giggelnd gelobt und freuten sich auf das, was in der Wohnung wie nach einem festgelegten Drehbuch folgen würde. Das *Pflücken*, wie Seydler es nannte.

Reitmayr kannte Seydler noch aus Studientagen. Er arbeitete in einer anderen Großkanzlei und war vom Stamme der spröden Juristen mit frühem Haarausfall. Das Spröde war bei ihm aber gepaart mit einer Form angenehmer Herzlichkeit. Ja, vielleicht war Seydler sogar sein einziger Freund. Seydler, der bei Frauen nicht so wirklich den Schlag hatte, den er gerne gehabt hätte, konnte es nicht lassen, Reitmayrs »Eskapaden« (wie Seydler es nannte) mit spitzen Bemerkungen zu garnieren. Aber, das musste Reitmayr zugeben, er traf es oft auf den Punkt. Und Seydler wusste, was er sagen durfte und was nicht.

Das unterschied ihn eigentlich von allen anderen. Reitmayr wusste noch genau, wie sie sich damals kennengelernt hatten. Auf einer dieser elenden Studentenpartys, die hinterher alle mit dem »Weißt du noch...? Geilste Party ever!«-Etikett versahen. Für ihn war das aber nichts als rückwärtsgewandte Verklärung, eine Art deutliche Nostalgie. Er war arm, das *Bafög*-Geld schon Anfang des Monats immer weg. Sein Zimmer in einer Trabantenstadt östlich von Frankfurt lag im Erdgeschoss, Fußkälte inbegriffen. Zig Erkältungen und traurige Gedanken in dieser völlig verschatteten Bude. Jeden Tag pendelte er mit der S-Bahn auf den Campus. Was daran romantisch gewesen sein soll, fragte er sich immer wieder. Für ihn war diese Zeit nur eine Phase des Müssens und Sollens. Was hätte er auch sonst tun können? Und aufgrund dieser alternativlosen Situation war es ihm auch leicht von der Hand gegangen, das Studieren. Er hatte einfach keine

Erwartungen an das Studieren als solches geknüpft. Es war da, so wie er einfach da war in dieser Welt. Es ging ihm leicht von der Hand. Mit links. Alles machte er tatsächlich mit links, nicht nur nebenbei, sondern nach Möglichkeit mit der linken Hand. Manche Linkshänder hatten eine Aufteilung, was sie mit links oder mit rechts machten. Und Reitmayr war immer schon Linkshänder gewesen. Er hatte gelernt, mit geübter Armhaltung über seine bereits geschriebenen Buchstaben hinaus weiterzuschreiben, ohne die Tinte zu verwischen. Seine leicht nach hinten gekippte Handschrift war lesbar, aber sie war eben auch eine erkennbare Linkshänderschrift. Ein wenig ärgerte ihn das. Warum, konnte er nicht genau sagen. Aber es nützte ja nichts: Mit rechts bekam er einfach nichts Gescheites hin. Weder eine Unterschrift noch Kritzeleien und auch kein Loch in die Wand gebohrt. Da man weder in seinem Elternhaus noch in der Schule davon Notiz nahm und auch grade keine Umgewöhnungsphase en vogue war, blieb es so, wie es war.

Seydler hatte mit einem Mal einfach vor ihm gestanden. Damals schon mit Geheimratsecken, wie Reitmayr sie auch für sich immer fürchtete, aber nie bekam. Seydler trug bereits damals Siegelring.

»Hey, ich bin Seydler!«, hatte der ihn angehauen. Seydler suchte Anschluss. Reitmayr war es egal, war er doch schon im Begriff zu gehen. Aber der nette Zug um Seydlers Augen und die Aussicht auf Fußkälte bei sich zu Hause ließen ihn bleiben.

»Wie heißt ´n du eigentlich mit Vornamen?« fragte er ihn, nachdem er sich selber vorgestellt hatte.

»Sag ´ einfach Seydler zu mir, das passt.«

»Ja, aber fürs Protokoll – «

»Wir sind nicht vor Gericht. Noch nicht!«, entgegnete Seydler grinsend, als hätte er diesen Gesprächsverlauf schon häufiger erlebt.

»Auch ´n Sekko?« fragte Seydler.

Er hatte wirklich *Sekko* gesagt, was Reitmayr erst irritiert hatte und dann doch für Seydler einnahm. Denn alle anderen tranken, wenn sie sich trafen, immer auf diese eklig-verschwitzte Art Bier, als wäre es der höchste Genuss auf Erden.

Reitmayr bejahte. Nach zwei Sekt und dem gegenseitigen Leidvergleich bezüglich des Studiums wurde Seydler dann doch noch weich. Aber Reitmayr hatte seine Frage nach dem Vornamen schon ganz vergessen.

»Du darfst nicht lachen, schwöre es!«

»Ja, ok, aber – na gut.«

»Das ist jetzt eine Bewährungsprobe.«

Reitmayr nickte, leicht angeschwipst.

»Balthasar.«

»Und wie lautet denn nun...?«

»Das ist...«

»Wie, du meinst...?«

»Ja, wie einer der Heiligen Drei Könige. Dabei bin ich nicht mal am sechsten Januar geboren. Meine Eltern wollten ein gutes Zeichen setzen. Nun ja, zumindest ein lebensbegleitendes ist es geworden.«

»Danke für dein Vertrauen, Seydler!«

Sie prosteten einander zu und standen am offenen Küchenfenster, durch das der Qualm der Zigaretten nach draußen abzog. Reitmayr hatte nicht gelacht.

Ihre Treffen fanden nach einem immer wiederkehrenden Muster statt. Meistens holte Reitmayr seinen Freund Seydler bei dessen Kanzlei auf der Bockenheimer Landstraße ab. Dazu musste er mit seinem Wagen nur aus der Tiefgarage seiner Kanzlei rollen, dann die Neue Mainzer Straße hinunter und unten durch die Hochhauschluchten fahren. Dann am Taunusturm scharf links, an den *Deutsche-Bank*-Türmen wieder scharf rechts und an der Alten Oper scharf links. Mitten durch den kapitalistischen Geldadel.

Leider hatte Seydler nicht so viel Glück mit der Partnerschaft wie Reitmayr. Lange hielt man ihn hin, vertröstete ihn. Bei Seydler siegte die Bequemlichkeit über das Streben. Er *counselte*, stieg also aus dem üblichen *Partnertrack* aus. Das Thema Partnerschaft wurde von ihnen beiden meist gekonnt ausgeklammert. Als Reitmayr Partner wurde, hielten sie das Thema, dass Seydler kein Partner würde, auf der Feier klein. Und gingen danach lieber in einen FKK-Club. Da waren dann alle nackt – ob Partner oder nicht.

Seydler hatte keinen Stellplatz in seiner Kanzlei *Keller, Scharr & Möller*. Stattdessen ging er von seiner Altbauwohnung im Westend zu Fuß ins Büro. Denn dort bekamen nur die acht Partner einen Parkplatz. Der Platz

war sehr limitiert, da mussten alle Opfer bringen. Die Kanzlei hatte sich einen schmucken Altbau gekauft, für Unsummen entkernt und hintendran das eigentliche (und völlig nichtssagende) Bürogebäude geflanscht. Es erinnerte Reitmayr immer wieder an diese Saloons in Westernfilmen. Nur die Fassade war echt, dahinter kam Pappmaché.

Bei Seydler war die Einfahrt zum Eingangsbereich durch schwere schwarze Poller abgesperrt. Man klingelte und einer der voluminösen Poller fuhr rot-blinkend nach unten, versank komplett in den Asphalt. Die Empfangsdame kannte Reitmayr schon und drückte immer sofort den Knopf, wenn er läutete. Er fuhr in enger Kurve direkt vor die Treppe des über Jahrzehnte dunkel gewordenen Hauses, das wie ein amerikanisches Gerichtsgebäude aussah. Fehlte nur noch Tom Clancy. Seydler kam die große Treppe heruntergerannt, nahm immer zwei Stufen auf einmal und sprang zu ihm auf den Beifahrersitz. In seiner typischen Art hatte Seydler auch für Reitmayrs Auto einen Begriff geprägt. Für ihn war Reitmayrs Beifahrerseite der »Schleudersitz«. Auch die Damen nahmen Platz und wurden aber nach kurzer Zeit wieder hinauskatapultiert. Vielleicht wollte er damit auch unterschwellig bedeuten, dass er sich freute, in den mittlerweile über zehn Jahren ihrer Freundschaft immer noch auf diesem Platz sitzen zu dürfen.

»Und, wo wollen wir hin?«, fragte Seydler und meinte es eher rhetorisch.

»Da, wo wir hingehören«, lachte Reitmayr und fuhr

fast etwas zu sportlich auf den sich wieder versenkenden Poller zu. Er musste an Möller, den dritten Namenspartner von *Keller, Scharr & Möller*, denken.

Möller stand nicht nur an dritter Stelle im Firmennamen, er war selbst in der ersten Reihe der Letzte. Es war ein unausgesprochenes Kommittent, dass er für die ganze »echte« Arbeit zuständig war. Während also Keller und Scharr die Prestigefälle händelten und dafür beim Branchendienst *Juve* akklamiert wurden, musste sich Möller mit den ungeliebten Themen Recruitment, Onboarding und Exit beschäftigen. Auf Deutsch und profan: Auf Messen und im Internet mit den Personalabteilungen um Bewerber buhlen. Ihnen Honig um den Bart schmieren, ihnen das Blaue vom Himmel versprechen. Sobald die Rekrutierten dann unterschrieben und ihr Leben an die Kanzlei verkauft hatten, galt es, sie »einzuordnen«, wie das innerhalb der Kanzlei hieß. Denn mitnichten war ein Anwalt mit der Zulassung schon ein arbeitsfähiges Wesen. Er musste auf die Eigenheiten der Kanzlei eintrainiert werden, sein Murren musste klein bleiben und seine Leistung extrem konstant sein. Die Maschine brauchte ständig neue Leute. Allen wurde mit der Partnerwurst vor der Nase gewedelt. Der Gedanke dahinter: dann habe man es geschafft, kümmere sich nur noch um Mandantenpflege und habe sonst eher die *Por-sche*-Inspektion auf dem Schirm. Das war natürlich blanke Illusion. Das Hamsterrad hörte nie auf. Erst machte man die Neuen heiß, fixte sie geradezu an, und dann kam der Point-of-no-return: Sie hatten sich so an die Er-

füllung ihrer Ansprüche gewöhnt, dass ein Entkommen nicht mehr möglich war. Wie ein Insekt im Spinnennetz hingen sie in den Verpflichtungen aus Ehefrau, Kindern, Schulgeld, Reisen, allen möglichen nötigen und unnötigen Versicherungen und der Wohnung, deren Hypothek nicht abzuschwellen schien. Es hörte nie auf. Nie.

Ach, doch, dachte Reitmayr. Man sprach zwar selten über sie, aber irgendwie waren sie dann doch in die Kategorie der *Minderleister* gefallen. Entweder fielen sie einfach tot um (vorzugsweise beim Golf), auf der blutjungen Geliebten (ziemlich cool, aber nichts für die Familie) oder auf ihrem aktuellen Fall (*grandios!*).

Oder sie brachten sich um. Wie Thaddäus Born. Nachdem seine Frau sich von ihm getrennt hatte (lange Abende alleine im freistehenden Haus im Taunus, Zweitwohnungsverdacht), die Kinder sich abwendeten (»Du warst nie für uns da!«), fuhr er nach dem Partnermeeting in sein leerstehendes Penthouse am Cityring. Er duschte, parfümierte sich, drapierte die Abschiedsbriefe in gefütterte Kuverts und griff zum Kletterseil. Sein philippinisches Hausmädchen, das ihm nicht nur die Wohnung gesaugt hatte, fand ihn am nächsten Morgen über der Sitzlandschaft im Wohnzimmer hängen.

Der Abgang von Born war so still und leise passiert wie die meisten Affären auf den Fluren der Kanzleien. Eine Trauerfeier, an die Reitmayr nicht gern zurückdachte. Alles hatte so gewirkt, als hätten die Kollegen ihn nur ja schnell unter die Erde bekommen wollen. Eine »Zweitwohnungsentdeckungs-panik« hatte um sich gegriffen.

Und das hatte den Tod des Kollegen in die zweite Reihe verdrängt.

»Frederic? Hallo? Noch da?« Seydler schlug ihm auf die Schulter. »Was ist los, an was denkst du?«

»Nichts«, entgegnete Reitmayr. Nach kurzer Fahrt fahren sie in die Tiefgarage des Goetheplatzes ein. Ein Irrsinn, dachte Reitmayr, dass die Ausfahrt im dritten Untergeschoss gelegen war. Aber so rollte er immer gleich hinunter ins U-drei, dorthin verirrt sich die wenigsten, und er konnte sich einen freien Mittelparkplatz sichern. Aussteigen zu beiden Seiten, das war ihm wichtig.

»Parken wir mal wieder auf einer Außenposition des Flughafens?«, fragte Seydler spöttisch. Er wusste nur zu genau um Reitmayrs Parkverhalten. Wenn alle vorn sein wollten, suchte sein Freund nach dem angenehmen Hinten. Beinfreiheit in jedem denkbaren Sinne, so kannte er ihn. Und das war vielleicht das unsichtbare Band zwischen ihnen.

Der Aufzug war gläsern, und wie immer lag ein Hauch von Urin in der Luft. »Wenn der mal nicht nach Pisse stinkt, würde ich es direkt vermissen«, sagte Reitmayr, als sie die Aufzugkabine betraten, die sogleich bekanntgab: »Achtung, Tür schließt.« Seydler nickte und sagte zum Aufzug: »Danke!«

»Ich nicht«, sagte Seydler unvermittelt, während der Aufzug ächzend nach oben wackelte.

»Was?«

»Na, den Urin. Ich hasse diese ständige Erinnerung daran, dass alles, was reingeht, auf unappetitliche Weise auch wieder raus muss.«

Reitmayr zog eine Augenbraue hoch. Fahrstuhlphilosophie übers Urinieren. Seydler hatte eindeutig Hunger.

Als sie die Tür des Restaurants aufstießen, kam ihnen trockene Heizungsluft entgegen. Das Betreten dieses Lokals war immer eine kleine Herausforderung. Entweder wurde man vom purpurnen Vorhang am Eingang eingewickelt oder man übersah die Stufe, die direkt nach dem Vorhang kam. Anfängern passierte gerne beides.

Auch Reitmayr war vor über zehn Jahren, als er das erste Mal das Restaurant aufsuchte, hineingestolpert und konnte sich grade noch rechtzeitig abfangen. Sein damaliger Professor für Wirtschaftsrecht hatte ihn zum *Lunch* gebeten. Weder war er mit dem Wort *Lunch* für ein normales Mittagessen kommod, noch kannte er dieses bekannt-unbekannte Szene-Lokal mitten in der Frankfurter Innenstadt. Es lag versteckt hinter der Hauptwache im Erdgeschoss eines grauen Versicherungsgebäudes. Die Küche bediente zweierlei Klientel: das Lokal und die Kantine des Versicherers. Und auch wenn Reitmayr nie auf der anderen Seite, in der Kantine, gewesen war, beglückwünschte er die Mitarbeiter, die dort speisten, zu ihrer kulinarischen Verwöhnung. Denn selbst wenn sie nur die Reste aus der Küche bekämen, wäre das allemal besser als das, was er in der Kantine des Landgerichts als Mittagessen aufgetischt bekam.



Die *Trattoria Fratelli* hatte das Format eines großen Schuhkartons, immer mit Zweiertischen, die bei Bedarf zusammengeschoben wurden. Aber hier wollte man in der Regel à deux bleiben. Mittags mit dem Geschäftspartner, abends mit einer Frau. An den Wänden waren griechische Fresken montiert, der Fußboden aus hellem Stein mit leichtem Muster, die Theke in Buchenoptik. Es hat nichts Italienisches, dachte sich Reitmayr damals, als er nur knapp dem Sturz entgangen war, und das klärte sich bald, als der Professor ihm erzählte, dass das Ganze von zwei griechischen Brüdern betrieben wurde.

Das Essen war leicht und mediterran, das rosa gebratene Rind in Streifen der Geheimtipp, sofern es denn auf der Tageskarte stand. Reitmayr kam diese schlichte Einfachheit sehr entgegen. Bei den Fratellis konnte man das Menü blind bestellen und wurde nicht enttäuscht. Außer bei Schnitzel, da biederten sie sich dem Geschmack der Massen an. Frittierte Frisbees mit Panade. Meistens gab es eine Terrine oder ein aufgeschäumtes Süsschen als Entrée, dann einen Fleischgang und später ein Dessert, das oft aus einer Creme mit saisonalen Früchten bestand.

Terrine, Trüffel, Tartufo. Alles sieben Siegel für Reitmayr, als er hier zum ersten Mal hereingeschnitten war. In seiner dunklen Studentenbude gab es die typischen Ravioli aus der Dose. Weniger Klischee als schlichte Ahnungslosigkeit. Er hatte das Essen seiner Mutter immer in Ordnung gefunden. Nichts Besonderes. Kartoffeln,

Nudeln. Dazu Saucen und Fleischstücke, die eben waren, wie sie waren. Essengehen war bei ihnen die Ausnahme – und wenn, dann ohne Vor- und Nachspeise. Er hatte kein Gefühl dafür, ob ein Essen leicht oder schwer war; er kannte keine selbstgemachte Tomatensauce – und hatte sie daher auch nie vermisst. Erst anlässlich seines Besuchs bei den Fratellis, zu dem sein Professor ihn eingeladen hatte, merkte Reitmayr, dass ihm einiges an kulinarischem Horizont fehlte. Und so lernte er schnell, dass eine Terrine eben keine Suppe war, sondern eine Pastete. Dass Trüffelöl den Magen wie ein Stein beschweren konnte und Tartufo die Figur nachhaltig zu ruinieren vermochte.

»Auch ein *Pellegrino*?«, hatte der Professor ihn damals gefragt. Reitmayr hatte nicht gewusst, was »Pellegrino« war und sagte ja.

»Auch ein Viertel?«, hatte der Professor angeschlossen. »Aber seien Sie sich bewusst, dass man es bei uns in der Kanzlei nicht gerne sieht...« Reitmayr hatte den Kopf leicht schief gelegt, »... wenn sich die jungen Kollegen schon mittags Alkohol gönnen. Aber wenn Sie mit mir hier sitzen, ist das ein Arbeitsessen.« Auch dazu hatte er nichts zu sagen gewusst.

»Veltliner – mal wieder eine konträre Wahl zum Rind? Gern, Herr Professor!«, hatte der Kellner mit den schwarzen Locken gesagt, die er mit einem Gummiband im Nacken zu bändigen versuchte. Ein großer goldener Siegelring zierte den rechten Ringfinger. Auf dem

eingefassten schwarzen Stein arabische Schriftzeichen, die Reitmayr dazu veranlasst hatten zu rätseln, was sie wohl bedeuteten. Fragen hätte er sich aber nicht getraut.

Der Kellner trug damals keine *Rolex*. Und, wie Reitmayr im Verlaufe seiner sich wiederholenden Besuche feststellte, auch keiner der anderen Angestellten. Reitmayr hatte mal in einem Magazin gelesen, dass eine *Rolex* für Kellner als Abstandhalter zu den durchgehend als reich vermuteten Gästen diene. Und als Aufmunterung, trotz ihrer dienenden Tätigkeit weiterzumachen. Dieses Restaurant war ein Kleinod der Ungewöhnlichkeit. Hier sprach niemand affektiertes Italienisch. Die Gäste wussten sich, trotz ihres Stereotyps, zu benehmen.

Der Weißwein war in das Glas des Professors geplätschert. Der hatte sein Glas schräg gehalten und hin und her gewendet, der Wein hatte seine Runden gedreht, zog Schlieren. Der Professor roch daran, fixierte einen unsichtbaren Punkt an der Wand hinter Reitmayrs Rücken und nickte dann gedankenverloren.

»Ja, den nehmen wir, Tero.«

Tero, so hieß der Kellner mit den schwarzen Locken, für die ein Shampookonzern gerne die Existenzverantwortung übernommen hätte. Reitmayr wartete darauf, wie es weiterging. Der Professor prostete ihm zu. Er tat es ihm gleich. Wenn du nicht weißt, wie du dich zu verhalten hast, kopiere die anderen, hatte ihm seine Mutter als Kind eingeschärft. Nun wusste er endlich, warum.

Der Professor hatte die Serviette genommen, schlug sie auf, drapierte sie auf seinem Schoß. Reitmayr tat es ihm

gleich und nannte den Professor im Kopf, wie auch heute noch, immer nur Professor, obgleich der natürlich auch einen richtigen Namen hatte: Fiedler. Albrecht Fiedler. Klassische Juristenkarriere, doppelte Prädikatsexamina. Fiedler hatte die Namenspartnerschaft bei *Flachs & Delk* nur knapp verpasst. Mit einem doppelten Prädikat hätte ihm eigentlich der Weg ins Richteramt offengestanden, doch der für ihn zuständige Landgerichtspräsident hatte ihm abgeraten. Wieso, hatte er ihn damals gefragt. Er passe da nicht rein, das spüre er. Vierzig Jahre Verwaltungsdienst! Wollen Sie das? Also wirklich...

Da Fiedler gezögert hatte, ruderte das Schicksal ihn am Richteramt vorbei. Seine Studienkollegen Flachs und Delk waren bereits ein halbes Jahr niedergelassen. War es Bequemlichkeit oder Ambitionslosigkeit, dass er nicht auf Namenspartnerschaft bestanden hatte? So war er zwar der dritte starke Mann bei *Flachs & Delk*, aber eben auch nur die graue Eminenz. Die jungen Kollegen fürchteten ihn, die älteren konnten sich zwischen Mitleid und Respekt für seine Haltung nicht entscheiden. Er führte die organisatorischen Geschäfte, ohne die eine Kanzlei gar nicht erst Geld verdienen konnte. Man nannte die Abteilung *Internal Affairs*. Wobei Fiedler diese internationale Bezeichnung nicht mochte, weil es sich für ihn doch immer etwas zu sehr nach Saunaclub anhörte.

## II

Fiedler war Reitmayr als Student in seinen Seminaren an der Goethe-Universität gleich aufgefallen. Er war anders als die Horden von Absolventen, die Jahr für Jahr wie auf einer Viehauktion eingekauft wurden. Waren es vor ein paar Jahren noch die Messen, auf denen sie um den Nachwuchs warben, traf man sich heute in hippen Szeneläden und duzte sich. Reitmayr hatte der Stallgeruch des gebürtigen Juristen gefehlt. Vielen Absolventen schien der Beruf schon in die Wiege gelegt – und durchaus nicht immer mit positivem Ergebnis. Sie durchliefen die Karriere wie einen choreografierten Hürdenlauf. Sie kamen an, waren adrett gekleidet, schienen brav und waren es selten. Sie trugen mittlerweile gestutzte Bärte und dünne Hornbrillen. Ihr Haar war korrekt gescheitelt und unauffällig gegelt. Ihre wichtigste Mission schien zu sein: nicht auffallen, mitschwimmen.

Wie Fiedler diese normierten Menschen insgeheim hasste! Er brauchte sie aber. Sie waren das Rückgrat aller Kanzleien. Man lockte sie mit sechsstelligen Jahreseinkommen (derzeit beachtliche einhundertvierundvierzigtausend Euro, wie *Juve* vermeldete), setzte sie sechzehn Stunden pro Tag an Projekte, bei denen viele Arbeitsschritte eine hirnlose Recherche waren. Man wedelte ih-

nen mit der Partnerschaft am langen Stock vor der Nase herum. Fiedler hatte zig Jahrgänge nach sich erlebt, die auf diese Weise in den Beruf einrotiert wurden. Einzelne zerbrachen, viele funktionierten, nur wenige brachten es wirklich zu etwas. Die Partnerschaft erreichten vielleicht zwanzig Prozent derer, die als *Junior Associates* in den anwaltlichen Kärnerdienst eingetreten waren.

Reitmayrs Augen, dachte Fiedler. Seine Augen waren anders als die der meisten Absolventen. Reitmayr hatte das zweite Staatsexamen mit Prädikat geschafft, das erste nur mit befriedigend. Das war für die Liga, in der *Flachs & Delk* spielte, eigentlich schon zu schlecht. Denn es gab sie: die Juristen, die trotz Anwaltszulassung so schlecht waren, dass sie wie in mittelmäßigen amerikanischen Filmen in schlechtsitzenden Anzügen windigen Mandanten eine noch windigere Beratung angediehen.

Reitmayrs Mutter war Hausfrau gewesen, sein Vater im einfachen Verwaltungsdienst. Das war es, das Fiedler beim Betrachten von Reitmayrs CV hatte stutzig werden lassen. Die Zahl der Absolventen, die aus solchen Verhältnissen bei *Flachs & Delk* angingen, lag bei null. Schon kurz nach Reitmayrs Einstellung hatte Fiedler ihn angesprochen und war mit ihm Essen gegangen. In der *Trattoria Fratelli*. Er wollte ihn vorerst nicht überfordern. Das hatte sich als richtige Entscheidung herausgestellt, denn obgleich sich Reitmayr gut gemacht hatte, sah Fiedler ihm seine Unsicherheit an. Reitmayr überspielte seine Unkenntnis gekonnt, indem er Fiedler die

Führung überließ. So bestellte Fiedler den Veltliner und die Terrine, gefolgt vom rosa gebratenen Rind. Reitmayr erschien Fiedler hungrig und zugleich gehemmt. Es war ihm anscheinend alles neu und fremd gewesen. Reitmayr hatte, wie sich im vorsichtigen Gespräch herausstellte, keinerlei kulturelle Erfahrung, war nie in der Welt herumgekommen. Hatte nur im Keller studiert, wie er mit einem gequälten Lächeln zum Besten gab.

Den jungen Mann, dachte Fiedler damals, müsse er fördern. Er hatte es nach Kräften getan, und nach einiger Zeit hatte Reitmayr »gezündet«. Er schien sich selbst gefunden zu haben, und seine Position in der Welt festigte sich zusehends. Als er dann zum Partner ernannt werden sollte, stimmte Fiedler im Partnergremium nicht nur ausdrücklich zu – nein, er freute sich bei dem Get-together auch ehrlich für seinen Schützling. Reitmayr selbst war ihm still dankbar. Dass Fiedler für Reitmayr eintrat, ihn an wichtigen Mandaten beteiligte, dankte dieser ihm nicht mit Worten, sondern mit Taten. Und das war Fiedler viel wichtiger. Mit Worten waren in ihrem Berufsstand schon viele Dramen erst entstanden. Da war ihm diese wortlose Beziehung viel wertvoller.

Es war aber auch Fiedler nicht entgangen, dass Reitmayr in letzter Zeit immer unglücklicher wirkte. Auch nach seinem Umzug in ein Penthouse am Main, dem *Audi TT* und allen Insignien, die auch Fiedler durchhatte, war ihm die »eine« Frau bisher nicht über den Weg ge-

laufen (sofern es diese denn überhaupt gab). Die jungen Leute hatten halt zu viel Auswahl, zu viele Möglichkeiten, dachte Fiedler. Seine Frau und er waren sich noch nach analoger Tradition zufällig über den Weg gelaufen.

Marianne hatte blondes, schweres Haar gehabt. Es war das Erste, das er damals auf dem Symposium von ihr wahrgenommen hatte. Ihr Haar schlug natürliche, ja selbstgefällige Wellen. Es bedurfte keines Arrangements. So wie sie war, wirkte sie umwerfend. Ihre weiße Bluse, der dunkelblaue Rock. Er sah es noch genau vor sich. Dann seine plötzliche Verzagtheit, als sie ihm vorgestellt wurde. Er würde lügen, wenn er behauptete, nicht sofort in sie verliebt gewesen zu sein. Aus diesem Verliebtsein wurde eine gefestigte Liebe, die Jahrzehnte hielt. Mit einigen Fehlern. Heute war er dankbar, dass er sich nicht unter so vielen Nieten hatte entscheiden müssen. Denn die jungen Leute, Fiedler fand sich nun alt genug, um sich diese Formulierung erlauben zu können, mussten sich erst durch das Dickicht der angeblichen »Auswahl« wühlen, und auf dem langen Weg zum passenden Partner verschieden einige emotional.

Eine seiner jüngeren Anwältinnen hatte er so an sich selbst zerbrechen sehen. Jana Riffler durchschnitt die juristischen Prüfungsanforderungen wie ein heißes Messer eine Torte. Sie sah objektiv gut aus, hatte Stil und ein gutes Elternhaus. Ihr kastanienbraunes Haar band sie zu einem dicken Zopf. Sie trug mittelblaue Kleider mit schmalen Gürteln. Ihre Ohren zierten Perlenohrringe, ihren Hals oft selbstgekauft Ketten von den Juwelieren

der Goethestraße. Sie war keine gute Partie. Sie war die beste.

Doch es musste irgendwann bei ihr eine starke Prägung gegeben haben, dass der Wunsch nach dem perfekten Leben sie so aus der Bahn warf.

Die junge Riffler wurde immer verbissener ihrer privaten Lebensplanung gegenüber. Es war ein Teufelskreis: Je mehr sie Mann und Kinder wollte, desto mehr rückte die Erfüllung dieses Wunsches in immer weitere Ferne. Mit Ende dreißig merkte sie, dass auch ihr optisches Kapital sie allmählich verließ. Fiedler wusste von einigen Affären, die sie in der Anfangsphase vermutlich als »vielversprechend« betrachtet haben dürfte. Aber alle hatten eins gemeinsam, nämlich dass sie nach kurzer Zeit scheiterten. Sie sei so einsam, sagte sie einmal, als er in ihrer Bürotür stand. Dabei war sie auf dem Weg zur anwaltlichen Partnerschaft. Als eine von immer noch viel zu wenigen Frauen. Vielen war dann doch die Familiengründung wichtiger, was die familienbewussten Anwärtinnen aus dem anwaltlichen Partnerschaftsroulette hinauskegelte. Aber Riffler hatte ernsthafte Chancen. Dennoch forderte Fiedler sie an dem Abend auf, auch mal Feierabend zu machen.

»Wofür denn, Professor Fiedler?«, hatte sie respektvoll gesagt. »Auf mich wartet doch niemand.« Als er später Richtung Ausgang ging, hörte er aus ihrem Büro leise ein Lied, das er mit seiner Frau oft angehört hatte. Die *Münchener Freiheit* sang »So lang man Träume noch leben kann«.

Sein Kollege Delk hatte ihn ein paar Tage später auf der Toilette angesprochen, ob er auch die Veränderung »der Riffler« bemerke. Fiedler verneinte. Man munkelte, sie trinke, es laufe ja bei ihr privat alles nicht so gut. Wisse man ja, und so weiter. Delk hatte seinen Schwanz unverfroren am Pissoir gewrungen, wie man ein Frotteehandtuch auswringt. Und dann schüttelte er ihn auch noch. Fiedler hatte mit einem kurzen Nicken die Toilette verlassen. Er begann sich zu sorgen. Wenn selbst Delk, der Lebemann der beiden Gründungspartner, sich wegen einer Kollegin und deren Alkoholgenusses Sorgen machte, war das bemerkenswert. War er doch selbst oft genug betrunken bei der Arbeit. Fiedlers Gedanken dazu waren aber langsamer als der Fortgang der Dinge.

Die Kriminalpolizei rief bei Fiedler an. Man hatte ihre Visitenkarten gefunden, aber nicht ihre Papiere. Und auch nicht das Gesicht zum Portrait auf der Website von *Flachs & Delk*. Es war auf der A8 passiert, Fahrtrichtung München. Regennasse Fahrbahn, böiger Wind. Ihr *911er* hatte in einer Kurve auf einer Bodenwelle den Grip verloren. Das Fahrzeug war von links nach rechts hingeheschlittert und war dann unter der Leitplanke hindurchgeschossen. Der Kopf mit den ganzen dunklen Gedanken wurde ihr vom Körper gerissen. Die Obduktion hatte einen Wert von 1,8 Promille Blutalkohol ergeben.

Reitmayr hatte damals, kurz nach Rifflers Unfalltod, aus dem Fenster geblickt und seinen Tumbler mit der Hand kreisen lassen. Fiedler hatte ihn über den Unfall

informiert. Jana und er hatten sich gestritten. Die Treffen, die man als »Aussprache« bezeichnete, verdienten ihren Namen meistens nicht. Nach einem Dutzend Vorwürfen, die sie sich gegenseitig an den Kopf geworfen hatten, hatte er zum rhetorischen Schmetterball ausgeholt: Sie werde nie einen Mann finden, der es mit ihr aushalte.

Um auf der Autobahn ins Schleudern zu geraten, dazu brauchte es nicht nur Pech, hatte Reitmayr gedacht.

Fiedlers Frau Marianne war auch Anwältin aus Überzeugung. Gewesen, setzte Fiedler in Gedanken noch hinzu. Nach kurzer, schwerer Krankheit war sie gestorben. So stand es zumindest in den Traueranzeigen. Wobei kurz eben nicht hieß, dass es weniger schlimm gewesen wäre. Das schienen die Menschen aber darunter zu verstehen, wenn sie sagten: Aber wenigstens ist es schnell gegangen. Die Zeit war in solchen Dingen ein hinterlistiges Konstrukt. Sie war gar nicht messbar.

Immer wenn Fiedler auf seine *Patek Philippe* schaute, wusste er, dass dieser dahingleitende Sekundenzeiger kein Garant für Gleichförmigkeit war. Denn so sehr sich die Zeit füllte, wenn man verliebt war, so sehr höhlt sie sich aus und wurde zäh, wenn sie wehtat. Er musste an Hansjörg Schneiders »Nachtbuch für Astrid« denken. Der Dramatiker hatte in klirrendem Schmerz den Verlust seiner Frau in Buchform gegossen. Dass Fiedlers Frau innerhalb von zwei Monaten gestorben war, hieß nicht, dass sie es kurz und praktisch schmerzlos erlebt hatte. Es war ein Kampf mit sehr vorhersehbarem Ausgang.

Doch die Schwelle zum Tod hatte seine Frau nur mit einem schmerzvollen, entwürdigenden Sprung geschafft. Manchmal hätte er sie gern mit einem Schubs auf die andere Seite befördert. Stattdessen musste er sie leiden sehen. Dieses Leiden war kein Laut, keine Aussage. Es war eine Aura, die sich wie ein kalter, zerzauster Mantel über alles legte, was ihr Sein ausmachte.

Das Schicksal schlug immer dann zu, wenn das Leben grade mal statisch war. Wenn die Querelen des Alltags umschifft oder erklommen waren. Und so brach sie einfach in der Küche zusammen, ohne Vorzeichen, ohne Schmerzen. Sie erlitt einen epileptischen Anfall, kam ins Krankenhaus. Sie sähen etwas auf den Bildern, hatten die Ärzte gesagt. Das hieße aber noch nichts. *Noch* nichts, raunte Fiedler damals leise vor sich hin, mehr zu sich selbst. Er behielt recht, aber wollte das außerhalb seines Berufes doch gar nicht. Nach einem Monat war klar, der Tumor, der so ganz ohne Beschwerden im Kopf seiner Frau gewachsen war, war inoperabel. Er würde trotz aller modernen Bestrahlungsverfahren immer wiederkommen. Er würde sie töten; es war eine infauste Ausgangslage, wie der Arzt sachlich mitteilte. Er würde ihr alles rauben, was ihr sechzigjähriges Bewusstsein ausgemacht hatte und ausmachte. Er würde sie auslöschen, bevor er ihren Geiste, ihren Stoffwechsel und dann ihren Kreislauf auslöschen würde.

Er verlor sie tagtäglich ein Stückchen mehr, schrittweise. Die Schritte wurden immer größer, die Ausfälle auch. Die Krampfanfälle wurden immer schlimmer,

die Schmerzen auch. Sie vergaß mehr und mehr, wer sie und alle anderen um sie herum waren. Sie entglitt ihrem eigenen Netz des Wissens und sich selbst. Seit ihrem Tod fragte Fiedler sich oft nachts, wenn er allein im Doppelbett lag, was schlimmer war: so zu verenden oder dem Verenden beiwohnen zu müssen. Er war sich immer unsicherer geworden, ob Sterben wirklich die schlimmste Option war.

Die Kirche war kalt. Sie spielten *Ameno* und die choralen Töne schienen das Kirchenschiff in Wellen zu durchwabern. Nach der Feier sank der Sarg aus heller Buche gleichmäßig in das frisch ausgehobene Grab. Die ausgehobene Erde war neben dem Grab mit Kunstrasen überdeckt, als wollte man betonen, dass das Herablassen in die Erde doch nur eine kurze Geste sei. Man hätte gar nicht vor, hundert Kilo Erde auf den Sarg zu schütten. Hatte man natürlich doch. Fiedler schüttelte bitter den Kopf. Nach der Beerdigung war er erst allein über den Friedhof geirrt und hatte sich dann im Laden eines Kettenbäckers in einer Ecke versteckt. Er war nicht zum Leichenschmaus gegangen. Sein Handy war ausgeschaltet gewesen.

Albrecht Fiedler hatte die Arbeit schnell wieder aufgenommen. Seine Frau war sein Halt in einem Leben gewesen, das ihm nun nichts mehr bedeutete. Kinder hatten sie keine bekommen, es hatte nicht sollen sein. Was andere abtrieben, war ihnen trotz aller Versuche für die 30 Jahre Kosten und Pöbeln gar nicht gelungen, war